

Normwegens Neutralität

Kristiania, 22. April. (B. L. Z. B. Nichtamtlich.) Das Storting hat gestern Abend die geheimen Sitzungen, in denen die letzten der Regierung und des Ausschusses für auswärtige Angelegenheiten vorgelegten Mitteln über die außenpolitische und handelspolitische Lage beraten wurde die Versorgung des Landes mit wichtigen Gebrauchsgütern wie Korn und Kohlen behandelt, sowie im Zusammenhang damit die Nordsee- und ihre Gefahren für Schiffe und Befragungen erwogen. Es herrschte Einigkeit darin, die äußere Politik weiterhin im Rahmen strenger Neutralität zu führen. Ein Beschluß wurde nicht gefasst. Die ausgeprägten Gerüchte, man erwäge eine Bewaffnung der Handelschiffe, entbehren jeglicher Grundlage.

Das abgeschossene englische Luftschiff

Berlin, 23. April. Das englische Luftschiff, dessen Vernichtung am 18. April gemeldet wurde, ist 20 Seemeilen nördlich Jeebrügge gesunken. Die deutschen Flugzeuge, die es zum Absturz brachten, wurden von Flugzeugmeister Meyer und Flugzeugmeister Lehner geführt. Das Luftschiff, das die Bezeichnung „L 17“ trug, hatte eine Gondel mit acht Mann Besatzung, zwei Motoren und zwei Wasserpumpen.

Beleid der Königin von Schweden

Freiburg (Breisgau), 23. April. (B. L. Z. B.) Dem Oberbürgermeister der Stadt Freiburg ist aus Anlaß des letzten Allgerüberfalls von der Königin von Schweden aus Karlsruhe folgendes Telegramm zugegangen:

„Nach meiner Rückkehr in die schöne badische Heimat möchte ich Ihnen ausprechen, wie sehr ich mich über die von Ihnen geleisteten Taten für die Stadt Freiburg beglückwünsche. Ich bin sehr dankbar, daß Sie mit welcher warmen Teilnahme ich der beteiligten Opfer gedachte.“

Der Oberbürgermeister hat im Namen der Stadt Freiburg der Königin von Schweden für die herzliche Teilnahme telegraphisch seinen Dank ausgesprochen.

Kleine politische Nachrichten

Der „Evangelische Bund“

Zur Aufhebung des Jesuitengesetzes veranlaßt die „Deutsch-evangelische Korrespondenz“ einen scharfen Angriff auf den Reichstagsabgeordneten „Wan“ — so heißt es — „den Reichstagsabgeordneten nicht damit entschuldigen, daß er die Jesuiten ebenso verurteilt, wie er einst die Engländer verurteilte.“ Die streitbare Tätigkeit, die die Jesuiten in der Vergangenheit auf allen Gebieten, in Kirche, in Politik, in Schule entfaltet haben, ihr internationaler Charakter, ihr Widerstreben gegen die Entwicklung des modernen Staatsgedankens haben den Orden wiederholt nicht nur mit den Protestanten, sondern auch in rein katholischen Ländern mit den Staatsregierungen, ja mit der Kirche selbst in Widerspruch gesetzt. Das sind Worte des Reichstagsabgeordneten von Behnmann, der aus dem Jahre 1912. Er erkennt, „die geschichtliche Tatsache, daß sich das evangelische Volksempfinden von jeder gegen die Tätigkeit der Jesuiten heftig gewandt hat, und doch gibt er dem in der vaterländischen Rücksicht so unangenehmen Dingen der Zentrumspartei nach und beläßt das berechtigende evangelische Volksempfinden mit der verbliebenen Tatsache: die erste innerpolitische Frucht des Weltkrieges ist die größere Bewegungsfreiheit der Erbsünde des deutschen Protestantismus.“

Der „Evangelische Bund“ sammelt bereits, angeregt durch eine Stiftung von 1000 Mark, einen Reichstagsabgeordneten gegen die Jesuiten. Wie der „Evangelische Bund“ sich die Verwendung denkt, geht aus folgender Stelle des Schreibens hervor, das der Stifter an den Bund richtete: „Der Evangelische Bund scheint mir in erster Linie zu berufen, den Widerstand gegen die Jesuiten in der erwarteten Wahlbereitschaft der Jesuiten zu führen. Dazu bedarf es des Aufgebots wissenschaftlicher und literarischer gesellter Persönlichkeiten. Was die katholische Kirche neben ihren

beamteten Vertretern an freien Kräften z. B. in den katholischen Kreisen besitzt, müßte der Evangelische Bund für den Kampf des Protestantismus wenigstens einigermassen zur Verfügung haben. Ich bitte für diese Aufgabe einen Wehrbeitrag von 1000 Mark und hoffe zuverlässlich viele und leistungsfähigere Nachfolger zu finden.“

Die Militärbehörden und die Streikenden

Berlin, 22. April. Der Streik in den deutschen Waffen- und Munitionsfabriken in Berlin, Wittenau und Martinisfelde, wo er eigentlich allein noch andauert, wurde fortgesetzt. Da hat im Interesse der Munitionsvorräte der Feldheeres die Militärbehörde eingegriffen: Seit dem 19. April ist dort eine Verordnung des Oberkommandierenden in den Marken angedrungen, die mit Geltung vom gleichen Tage auf Grund des § 9 b des Belagerungszustandes die Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken bis auf weiteres in militärische Verwaltung übernimmt. Zum Leiter der Werke ist Herr „B. L.“, zum Leiter der Inspektion der technischen Waffen der Infanterie, Oberst v. Feldmann bestimmt. Alle wehrpflichtigen Arbeiter, die in diesen Fabriken beschäftigt waren und seit dem 14. April die Arbeit niedergelegt haben, gelten, so wird nicht bis zum 21. April morgens 7 Uhr die Arbeit wieder aufgenommen haben, oder nachweisbar arbeitsunfähig sind, von diesem Zeitpunkt als zum Heeresdienst Eingezogene, erhalten Soldateneinkünfte und unterstehen den Kriegsgesetzen. Diese Maßnahme hat den Erfolg gehabt, daß von der Arbeiterschaft der Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken gestern früh drei Viertel wieder zur Arbeit angetreten sind. Unter den Ausgeschiedenen befinden sich in der Ueberszahl Frauen.

Die christlichen Gewerkschaften gegen die Arbeitsverhältnisse

Berlin, 20. April. Der Vorstand des Gesamtverbandes der christlichen Gewerkschaften Deutschlands erklärt folgenden Aufruf:

Kolleginnen und Kollegen!

An einigen Stellen ist es aus Anlaß der Räumung der Protestation in den letzten Tagen zu Arbeitsniederlegungen gekommen. Mit aller Entschiedenheit muß dagegen Stellung genommen werden. Keine Arbeitsniederlegung vermag auch nur ein Gramm Brot mehr herbeizuschaffen. Draußen tobt die größte Schlacht der Weltgeschichte. Unsere unerschöpflichen Feinde, Engländer und Franzosen, holen zum letzten entscheidenden Schloß aus, um uns zu vernichten. Unsere Brüder, Brüder und Söhne halten unter unerhörten Opfern und Strapazen Tag und Nacht, bei Regen und Sturm, oft ohne Nahrung, Rand. Ihre Leiber schmerzen, ihr Geist ist erschöpft, halten den Feind von Deutschlands Grenzen fern. General von Hindenburg sagt mit Recht, daß jede noch so unbedeutende erscheinende Arbeitsniederlegung eine ununterbrochene Schmachdung unserer Vorkämpfer bedeutet und sich als eine unfähige Schuld am Vater und besonders an dem Mann im Schützengraben, der dafür bluten muß, darstellt. Jede unbenutzte Arbeitsstunde verlängert den Krieg. Wo die Munition mangelt, müssen unsere heldenmütigen Soldaten mit ihren Leibern die lebenslange Abwehr bilden; mit ihrem Blut und hoffenden Leben müssen sie die Torheit jedes Arbeitsniederlegungs begleitenden. Welcher deutsche Arbeiter hat den Mut, diese furchtbare Schuld auf sich zu laden? Die christlich-nationale Arbeiterbewegung lehnt jede Verantwortung für dieses gewalttätige Treiben ab und wendet sich auf schärfste dagegen. Das Ausland greift gierig nach jeder Nachricht, die den Anschein erwecken könnte, als ob in Deutschland innere Unruhen ausbrechen. In der Zeit, wo der Weltkrieg seine Wirkung auf die Feinde ausübt, wo wir unsere wirtschaftliche Widerstandskraft durch die Ausbringung von 13 Milliarden Kriegsanleihe beweisen, greift der Feind wie ein Erdtremor nach jedem Ansohalm, um seine Truppen zum Ausmarsch anzuheizen und seine verzweifelte Wille zu bekräftigen.

Kolleginnen und Kollegen! Dämet euch vor jenen dunklen Kräften, die unter dem Deckmantel der Lebensmittelnot politisch-revolutionäre Ziele erstreben. Tretet diesen Treibern aus entsetzter Entgegnung entgegen und erkläre nach wie vor eure Pflicht! Wir stehen treu zu Kaiser und Reich und zu unsern tapferen Streikkräften. Ihnen stehen wir unsere Arbeitskraft in Sturm und Drang,

in Not und Tod. Kein Opfer, auch wenn es noch so schwer ist, darf uns von dem Wege zur Pflicht abbringen, den uns die gewaltige Zeit gehen befiel.

Berlin, 21. April. Ein heute vom Stapel gelassener großer Kreuzer erhielt auf Befehl des Kaisers und Königs den Namen *Walden*. Die Taufe wurde von Generaloberst von Deering. Die Taufe wurde von der Gemahlin des Generalfeldmarschalls vollzogen.

Schändliche Behandlung unserer Kolonialdeutschen

Ein erschreckendes Bild des moralischen Tiefstandes der „ritterlichen“ Franzosen und der für die „Zivilisation“ kämpfenden Engländer gibt eine vorben erschienenen Zeitschrift, die das Reichskolonialamt unter dem Titel: „Die Kolonialdeutschen aus Kamerun und Togo in französischer Gefangenschaft“ veröffentlicht. Was bei den Uebergabeverhandlungen in Togo wie bei denen von Duala in Kamerun den Deutschen von dem englischen Oberbefehlshaber der englisch-französischen Truppen unter Zustimmung von „Schutz der Person und angemessener Behandlung“ versprochen worden ist, erhält aus nachfolgenden Schilderungen: Während England die in seiner Gewalt befindlichen Deutschen unter schlechter Verpflegung und Unterbringung und unter harter, meist roher und schamvoller Behandlung leiden ließ, um sie später in Europa zu internieren, hat sich Frankreich von England eine Anzahl Kriegs- und Zivilgefangener ausliefern lassen und für etwa 400 an der Zahl, in seine ungesündeste Kolonie Westafrika nach Dahomey, geschleppt. Dort werden sie an Plagen, die wegen Malaria, Dysenterie und Gelbfieber verurteilt sind, bei ungenügender Unterkunft, schlechter Verpflegung, mangelhafter Bekleidung, in schweren Feindesdienst unter Aufsicht von brutalen schwarzen den Einwirkungen des Tropenclimas schonungslos ausgesetzt. Unmenschliche Mißhandlungen in Form von Prügel-, Gefängnis- und Folterstrafen wurden an ihnen verübt. So erhielten die Gefangenen in dem wegen Malaria und Dysenteriegefahr verhängenen und wegen der vielen Mordtaten lebensgefährlichen Ganga am Niger nur das Nötigste an Nahrung und Kleidung, so daß sie zum Teil halbverhungert und verdurfteten. Ihre Stiefel zerfielen in kurzer Zeit; viele mußten barfuß gehen, Offiziere wurden wie Mannschaften gehalten und mußten Geschütz und Häuten, in denen auch nachts eine Temperatur von 46 Grad herrschte, wo weder Bett noch Tisch noch Stuhl noch Tischschüssel vorhanden waren und in denen sie unter Skorpionen, Schlangen, Hundstacheln zu leiden hatten, selbst in Ordnung bringen, auch selbst kochen und waschen. Als Trinkwasser dienten ihnen das schmutzige Wasser des Niger, das aus Stücken unterhalb der Badestelle der Eingeborenen entnommen werden mußte. Infolge der gesundheitlichen Mißstände und der ungenügenden Ernährung kamen die schon durch den Marsch geschwächten Gefangenen arg herunter und erkrankten zum größten Teil schwer. Es mangelte an den nötigsten Arzneien. Instrumente fehlten monatelang, so daß z. B. Abgüsse mit einem Taschenmesser geöffnet werden mußten. Ähnliche Zustände herrschten im Lager von Kandi. Nur das hier die Gefangenen noch zu schwersten Körperarbeiten gezwungen wurden. Bei den geringsten Verfehen wurden sie in Arrest geworfen. Nicht einmal fiebernde Kranke wurden damit verschont. In dem ursprünglich für farbige bestimmten Arrestlokal herrschte eine erstickende Hitze, dazu war die Luft verpestet, weil der Boden mit Fäkalien durchdrungen war. Noch weit schmerzlicher aber waren die Leiden der Kamerundeutschen, die unter gänzlichsten Zuständen und durch die unmenschlichsten Qualereien während ihrer schwarzen und weißen Aufseher gemartert wurden.

So erhielt die Gefangenen in dem wegen Malaria und Dysenteriegefahr verhängenen und wegen der vielen Mordtaten lebensgefährlichen Ganga am Niger nur das Nötigste an Nahrung und Kleidung, so daß sie zum Teil halbverhungert und verdurfteten. Ihre Stiefel zerfielen in kurzer Zeit; viele mußten barfuß gehen, Offiziere wurden wie Mannschaften gehalten und mußten Geschütz und Häuten, in denen auch nachts eine Temperatur von 46 Grad herrschte, wo weder Bett noch Tisch noch Stuhl noch Tischschüssel vorhanden waren und in denen sie unter Skorpionen, Schlangen, Hundstacheln zu leiden hatten, selbst in Ordnung bringen, auch selbst kochen und waschen. Als Trinkwasser dienten ihnen das schmutzige Wasser des Niger, das aus Stücken unterhalb der Badestelle der Eingeborenen entnommen werden mußte. Infolge der gesundheitlichen Mißstände und der ungenügenden Ernährung kamen die schon durch den Marsch geschwächten Gefangenen arg herunter und erkrankten zum größten Teil schwer. Es mangelte an den nötigsten Arzneien. Instrumente fehlten monatelang, so daß z. B. Abgüsse mit einem Taschenmesser geöffnet werden mußten. Ähnliche Zustände herrschten im Lager von Kandi. Nur das hier die Gefangenen noch zu schwersten Körperarbeiten gezwungen wurden. Bei den geringsten Verfehen wurden sie in Arrest geworfen. Nicht einmal fiebernde Kranke wurden damit verschont. In dem ursprünglich für farbige bestimmten Arrestlokal herrschte eine erstickende Hitze, dazu war die Luft verpestet, weil der Boden mit Fäkalien durchdrungen war. Noch weit schmerzlicher aber waren die Leiden der Kamerundeutschen, die unter gänzlichsten Zuständen und durch die unmenschlichsten Qualereien während ihrer schwarzen und weißen Aufseher gemartert wurden.

Noch einmal: Der Geschäftsneid

Die Behauptung, daß nicht wirtschaftliche Gründe für England maßgebend gewesen seien, diesen Krieg zu entfachen, wurde nicht nur dem Enten-Verbleib vorgehalten, sondern scheint sich

auch bei uns in einzelnen Kreisen einzuschleichen, freilich nicht ohne ganz allgemeine auf gesunden Widerspruch zu stoßen. Man hat sie, wenn die englischen Geschäftsleute sich die Hände reiben in der Freude darüber, daß man selbst da jener Besatz Beachtung schenkt, wo man nicht gewagt hätte, daran zu denken, daß man sie jemals prüfte oder ernst nähme!

Nichts vermag die Einfalt solchen Beginns besser bloßzulegen, als ein Blick in das Lager derer, die berufen wären, aus patriotischem Eifer und aus gewollter Harmonie mit den Bundesgenossen jene Besatz zu decken und zu verbreiten. Und dennoch gibt es selbst in diesem Lager einzelne, deren unbefangenes Denken jene falsche Aufmachung ablehnt, weil es sie ablehnen muß, und unter diesen Umständen finden sich selbst Franzosen, denen doch sonst der Kopf so leicht mit dem Deraun durchschlägt!

Vor mir liegt eine Schrift, die ein Franzose, kurz vor seinem Tode als Vermächtnis vaterländischen Bürgers, das ist mit klarer Einsicht, seinen Landsleuten und der Welt hinterlassen hat: „La Victoire“ von Joseph Veronique (Verlag Ferd. Weg, Bern 1917). Der ganze Schmerz eines Patrioten, der das Schicksal seines geliebten Landes an die Ziele eines fremden Macht geleitet sieht, wie es mit verbundenen Augen von England in den Abgrund gestoßen wird, während es der Tata Morgana „Sieg“ nachschreit, ist in diesen Zeilen.

„Vermutlich durch die Luftverfälschung eines Sieges über Deutschland haben die Franzosen sich allmählich dem britischen Einfluß unterworfen, glaubend, hierin eine Garantie für den Triumph zu finden. Britanten hat, sie nach den Ueberlieferungen seiner verstorbenen Politik geleitet, die vor seiner Gemeinheit zurückblieben, um ihre Rivalen besser zu unterrichten und ihre Schattlinge in die Örtigkeit zu bringen.“

Und was sagt dieser Franzose über den eigentlichen Kriegsgrund der für England ausschlaggebend war? Man höre:

„Man hat in England Deutschlands Wehrkraft nicht als Unterdrückungsmittel gehandelt oder wegen des Mißbrauchs des „Militarismus“, sondern wegen des wirtschaftlichen Schades, den sie dem wachsenden Wohlstand Deutschlands gewährte, unter dem die Handelsbeziehung und der Arbeitseifer der germanischen Rasse sich eine für den englischen Imperialismus gefährliche Ausbreitung schufen.“

„Es würde natürlich absurd gewesen sein, daran zu denken, daß man ein großes, tätiges und intelligentes Volk daran hindern könnte zu arbeiten; aber nur in dieser Hinsicht waren die Betrachtungen, die sich gegen einen solchen Gedanken vertheidigen, eitel: denn der Plan war wohl möglich, auf lange hinaus die Produktion dieses Volkes lahmzulegen, deren Qualität abzumindern und sie so in eine schadhafte Lage zu bringen oder sogar die schöpferischen Kräfte des Volkes durch eine Art verfallener Sklaverei auszubreuten, wenn man ihm eine Summe erdrückender Verpflichtungen auferlegen konnte, nachdem man seine Einrichtungen und seinen Kredit vernichtet und seine Wehrkraft zerstört hätte mit dem Verbot, viele wiederherzustellen.“

„Die Verwirklichung dieses Planes war um so mehr der Leidenschaftlichkeit der Engländer geblieben, das nationale Ziel dieses Krieges, den es solange mit in der Geschichte unerhörten diplomatischen Intrigen vorbereitet hat, das Ziel dieses monströsen egoistischen Krieges, den es auf Grund des Vertrages von London (September 1914) mit unbedingter Autorität weiterführt.“

„Das Recht“, die „Zivilisation“, sind nichts als feilschende Bormünde, mit denen man einen Kampf eifersüchtiger Begehrlichkeit verdecken will. ... Dieses ist nichts als eine skrupellose

Die Wunder der Heimat

Roman aus der Nordheimerzeit von Maria K. B. (H. H. H. H.)

Erst erlaucht, dann fragend, dann aber lehrte das Bewußtsein der Wahrheit scharfhaft zurück. Frau Beronika sprang schnell vom Bett herab und stand stramm vor der erstaunten Plegierin.

„I hab' ja Zeit net um dieg'n und Ausrahn', i muach zu mein'm Kind.“
„Sie sag' jetzt auf dem Seffel neben dem Bett.“
„Aber liebe Frau“, sagte Schwester Anna laut, „Sie können nicht immer dableiben. Sie müssen die Besuchsstunden einhalten. Jeden Tag von eins bis drei. Heute haben wir ohnedies eine Ausnahme gemacht und Sie zu anderer Zeit herein gelassen, weil der Herr Stadtsarzt es ausdrücklich erlaubt hat.“

Die Goldmüllerin machte erstaunte Augen.
„Was haßt das? Sie woll'n mi fortjoch'n, mi, d' Mutt' von'n krank'n Kind? Ja, bin i doch wog'n so weit bergfah'n, daß i alle Tag a paar Minut'n den Busch'n anschau'n kann? D' na' i bleib' jeh'n da. Mi bringt biaz ja Reisch da fort.“

„Aber Sie müssen doch weg, liebe Frau Wegel. Der Herr Stadtsarzt und der Herr Regimentsarzt werden gleich da sein.“

Sie lag ängstlich nach der Uhr.
„Na also, da kann i glei' mit'n Herr Doktor red'n“, meinte die Goldmüllerin. „Da geh i erit recht net.“

„Etwas essen geh'n müssen Sie doch auch“, sagte die Schwester verzweifelt.

„Eßen? Was kimmert mi Eßen und Trinken, wann i mei' arm's Kind da anschau'!“

Die Schwester sah ein, daß sie gegen dieses Gemisch von echtem Bauerntarntum und lächerlicher Mutterliebe umsonst ankämpfte. Da ging auch schon die Tür auf und der Stadtsarzt kam herein. Hinter ihm der junge Regimentsarzt.

Die Schwester sprach einige Zeit leise mit den Herren. Frau Beronika aber trat ungeschont heran, bot dem alten Arzt die Hand und sagte:

„Mir für ungut, Herr Doktor, i bin halt net fortgegangen. Sie hat mi wegsch'n woll'n. Aber i bleib' da. Welt'n, Sie hab'n mir dages'n.“

Der alte Graubart lachte.

„Na, wissen Sie, so mir mir, die mir dableib'n, das geht net. Aber wir werd'n's schon machen, daß Sie Ihren Sohn oft genug sehen und ihn hofentlich bald mit heimnehmen können. Seine Schwefterchen sind halt gebellt. Sein gebelltes Peruschlein kann meiner Ansicht nach in einer Irrenanstalt nicht wieder hergestellt werden. Wenn ihm etwas helfen kann, wird's nur die Heimat. Ich hab' schon ein bißel Erfahrung, wissen Sie. Solchen Geburten bißel nur die Vergeltung. Also — nicht den Kopf hängen lassen, Mutter. Für heut, leben S' wohl!“

Er reichte der stumm und blaß dastehenden Goldmüllerin, in deren Augen während der Rede des Arztes mit einemmal das Hoffnungsfunkeln aufglomm, die Hand und wendete sich dem ersten Patienten zu.

Jetzt ging die Goldmüllerin willig fort. Jetzt ging sie nimmer allein. Die Hoffnung ging mit ihr. Nun sah sie nimmer mit blauen auf Schmutz und Dämonen des Ortes, jetzt mundete ihr das mehr als zweifelhafte Mittagmahl. Ihre durchaus positive Natur sah wieder ein Ziel vor sich, ein Ziel — so herrlich und licht wie ein Stern am dunklen Nachthimmel: dem Kind das Verlorene suchen und finden zu helfen. Den Jungen wieder zu einem gelunden, ganzen, vollwertigen Menschen zu machen. Und für dieses Ziel kämpfen, arbeiten, leiden.

Nun war's wieder die alte Goldmüllerin. Nicht mehr das trostlose, verzweifelte, gebrochene Weib, das untätig, stumpf vor sich hinbrütete, ziellos, hoffnungslos.

Diese alte, harte, opferbereite Frau Beronika sah nun täglich Stundenlang neben ihrem Sohn. Sie redete mit ihm in den heimatischen Dialecten, sie sang ihm mit rauher, tiefer Stimme manch heimatisches Lied.

Sie triebte mit ihm wie einst vor achtzehn, neunzehn Jahren. Nur tat sie es jetzt mit viel mehr Dürstung als damals, wo das Haus und die Wirtschaft sie nicht lang an der Seite des

Büchens gefassen hatten. Jetzt war es anders. Jetzt war sie nichts als die Mutter, die für nichts da war als für ihr Kind. Deshalb lagte der Goldmüllerin schon, wenn er die hohe schwarze Gestalt bei der Tür herein kommen sah Frau Beronika war über dieses gefüllte Lächeln so entzückt wie ein Bergvater über die erste Morgenröte. Sie brachte ihm jeden Tag etwas mit: ein paar bunte Glasgugeln, einen hölzernen Humpelmann, einen Kiesel. Er griff danach und lachte vergnügt vor sich hin. Und die Goldmüllerin mußte ihren ganzen starken Willen aufbieten, um nicht laut herauszuweinen vor Schmerz und Weh.

Seit einigen Tagen fand der Goldmüllerin. Es ging schnell mit dem Geden. Das Bein war im Knien etwas steif. Aber beim Wachen über das Zimmer machte das weite seine Schwere. Auch auf der Straße wird der Goldmüllerin können. Freilich nicht anhaltend, denn das Bein ist bedeutend schwächer und bald müde. Und mit dem Bergsteigen — da wird's wohl vorbei sein. Der rechte Arm hat auch einen Leck behalten. Die Kugel war bis ins Schlüsselbein gedrungen. Die Bewegungsfähigkeit ist seither sehr beeinträchtigt. Auch wenn der Goldmüllerin nicht am Weist gelitten hätte — ein Soldat, der schreien und marschieren kann, wird er nimmer.

Nach vier Wochen schreibt die Goldmüllerin nach Hause:

„Lieber Mann!
Ich mache dir zu wissen, daß ich nächste Woche mit dem Goldmüller komme. Er ist jetzt so weit gesund, nur können tut er mich noch nicht, daß ich die Mutter bin. Vielleicht wird's mit der Zeit besser. Gruch an die Franzosen und alle Dienstleute. Die Wessin wird jetzt wohl schon geküßt haben. Mit Gruch.“

25. Febr. 1916. Deine Broni.“

Zwölftes Kapitel.
Beim Abendmahl ging's laut zu.

Der Ruhrmofer wartete das Stück Brot, von dem er eben gegessen hatte, mitten auf den Tisch und schrie: „Den Allendigen Baken soll er si selber kessen, der Vocher, der Licherte!“

„Beigt's n an!“ rief der Oberhofer eifrig. „Das is ja ka Brot net! Das isst net amal a Hund.“

„Na, na! Laß uns aus mi'n Anzeig'n!“ protestierte der Ruhrmofer, sehr unangenehm beharrt, und die andere, der Fingebauer vocan, gab ihm recht. Es war doch nicht so lang her, daß ihre Weiber vierzehn Tage „gedrückt“ hatten. Und wenn sie noch an das Andere, das Schmerzlied, dachten: das Ausruhen der Vocher! Kreuztücken, die But kunn ein'm umbringen!“

Nur der Rieder Dies, der zusammengekauft in seiner Gde sah und lauernde Blicke aus den heimlichen grauen Augen warf, pflichtete dem Oberhofer bei:

„Selbstverständlich!“ meinte er. „Mir werd'n uns do net davor'n lassen von heuen!“

In dem Wort „denn“ lag eine Flut von Gehässigkeit.

„Na ja, der nimmt si halt 's Kauf voll!“ sagte der Fingebauer. „Woll' sei! Alle freig'prochen word'n is wog'n der Profitarten.“

„Aber er?“ lachte der Fingebauer schadenfroh. „Ihm hat der Staat drei Tag' in Kost und Quartier a'nimm'n, wog'n sein Kunststück mit'n Reisch da ba!“

„Der Weib eppa net?“ gab der Dies frech zurück. „Die hab'n i' olei vierzehn Tag' a'halet. Well' i gar a so aus'ungert war.“

Der Dies hatte die Lacher auf seiner Seite.

Dem Oberhofer, der heute mitten unter den Bauern saß, wurde das Gebräch unangenehm. Er warf dem Dies einen verächtlichen Blick zu und sagte:

„Mir scheint gar, es werd't's freier. Das gib't's net. Hiaz beif't's a'mmalhalt'n in die schmer'n Zeit'n!“

„Neht halt, recht halt, Oberhofer!“ erwiderte sich das Goldmüllermannchen. „Hil halt allweil der G'heiden!“

„Wahr is's!“ schrie der Ruhrmofer und stürzte sein Glas hinunter. „Wann der Oberhofer unter Burgamaker war, schamer's andert aus bei und!“ (Fortsetzung folgt.)

